Martin Gruber, Hochschule für Schauspielkunst Ernst Busch, Berlin. Festschrift für Wolfgang Engler.

Karma und Kaffee.

„Ich brauche jetzt einen Kaffee!“ Das war der Beginn unserer täglichen, wunderbaren Odyssee durch Delhi. Wir waren 2012 von der National School of Drama (NSD) zum internationalen Festival der Schauspielinstitute eingeladen. Jeden Tag Workshops, Gespräche, Theateraufführungen und Tee, viel Tee. Nichts für einen Kaffeetrinker aus Leidenschaft – Wolfgang, als Connaisseur alten Stils fern von jeglichem Flexibilitätsbegriff sogenannter moderner Zeiten gab mit seiner Kaffeemania unseren Tagen Struktur und Abenteuer. Ich rief einen ebenso kaffeeverrückten Freund in Deutschland an, der lange in Indien gelebt hatte. Er gab uns die Adresse eines Cafés, in dem es einen exzellenten Espresso geben sollte – und auch noch ganz in der Nähe des Campus. Im nächsten Augenblick saßen wir in einem Tuk-Tuk-Taxi. Hinaus aus der Schutzburg des gepflegten, grünen Campus mit seinen prächtigen Gebäuden in der Bhagwandas Road, nahe dem Connaught Place vorbei an Arkaden, Alleen und Kolonialgebäuden, hinein ins Verkehrschaos Delhis.

Die Adresse des Cafés war schon im Moment, als wir mit dem Fahrer verhandelten, Schall und Rauch. Das dämmerte uns erst, als wir immer länger kreuz und quer und seltsam ziellos durch die Straßen zogen. Egal, über eine Stunde später landeten wir tatsächlich, wohl eher zufällig, in irgendeinem Café. Es hieß schlicht „ Coffee Shop“ - und es gab Espresso. Ohne Exzellenz, aber die brauchte es auch nicht. Die Anspannung, die sich während der Fahrt aufgebaut hatte, löste sich in zufriedene Gelassenheit auf – *moksha* in ganz klein und irdisch.

Was hatten wir erlebt und gesehen während dieser Fahrt! Das Leben spielt sich in dieser 16-Millionen-Metropole, in der sich über 16.000 Einwohner auf einen Quadratkilometer drängen - zum Vergleich: Berlin hat 3900 pro qkm , hauptsächlich auf der Straße ab: Nicht weit vom Connaught Place liegt auch das Viertel *Paharganj* mit seinen günstigen Hotels. Das Erscheinungsbild der Stadt änderte sich schlagartig, wir waren umgeben von einer immer dichter werdenden Masse an Menschen, Häusern und Schmutz, mitten in einem Meer von Fahrzeugen aller Art, heiligen Kühen und profaneren Tieren, das für den ungeübten Beobachter in unvorhersehbaren Wellen kreuz und quer durch die Straßen wogte, die laut schimpfenden und hupenden Fahrer, all das führte dazu, das Tuk-Tuk, in dem wir saßen, auch einmal unter Sicherheitsaspekten misstrauisch zu inspizieren. Nutzloses Unterfangen. Es blieb nur, sich im Vertrauen auf ein gutes *Karma* fatalistisch dem Beobachten hinzugeben. Wolfgang erwies sich Gott sei Dank als furchtlos in *Karma*-Dingen. Darin unseren Fahrern ebenbürtig, die kaltblütig ihre Tuk-Tuks wie Eisbrecher durch das Gewoge lenkten. Wer bei einem Halt auf eine kurze Atempause gehofft hatte, den belehrte Indien schnell eines Besseren: Rudel von Straßenkindern drängten, flehten, riefen im Chor ihr Mantra *NoMoneyNoPapaNoFood .*

Zurück in der Einhegung des Campus konfrontierte uns das Festival mit ganz anderen Formen überraschender Vielfalt und Differenz: eine gelungene Ausstellung mit Spruchbändern und Bilder zu Leben und Wirken von Jerzy Grotowski, eine bombastische Inszenierung in einem riesigen Zirkuszelt, in einer ungewöhnlichen Mischung aus Schauspiel, Zirkusakrobatik und Bollywood-Tanzeinlagen - und die Aufführung einer südafrikanischen Akademie, die in Erinnerung blieb, weil sie

vollkommen ausartete. Auf Wunsch der Regierung, so wurde uns später erklärt, sollten traditionelle Stammesrituale in die Schauspielausbildung mit aufgenommen werden. Diese Vermischung zweier Ebenen führte dazu, dass einige Schauspieler durch ihr Spiel auf der Bühne in eine unkontrollierbare Trance verfielen und von den Zuschauern betreut werden mussten. Das hätte man zwar „authentisch" finden können – aber es wurde eine schwer in Worte zu fassende, scheinbar kulturübergreifend gültige Grenze zwischen Theater und schamanistischem Ritual überschritten. Das Publikum, das sich aus den unterschiedlichsten Kulturen zusammensetzte, reagierte insgesamt ablehnend. Die Vorführung wurde als übergriffig empfunden, die Zuschauer fühlten sich erpresst von der ihnen aufgezwungenen Beteiligung an einem nachgestellten Dorfritual. Die aufgeregte und verwirrende Atmosphäre führte zu vielen ungewöhnlichen Gesprächen, wie das mit dem Leiter einer Schauspielschule aus Kalkutta, der das Geschehene unter dem Aspekt des nicht beherrschten V-Effekts betrachtete – und von dem wir nebenbei darüber in Kenntnis gesetzt wurden, dass es auf der ganzen Welt nur eine einzige echte und reine Brecht-Schule gäbe. Seine.

„Ich brauche jetzt einen Kaffee!" war von da an der Auftakt unseres festen, täglichen Rituals. Wir nannten die immer gleiche Adresse, der Tuk-Tuk-Fahrer wiegte verstehend den Kopf, wir landeten jedes Mal in einem anderen Café und immer führte uns der Weg durch neues, nie vorher gesehenes Gelände. Es waren genau diese Fahrten, mit denen wir eine Ahnung, einen kleinen Einblick bekamen in dieses wuselige, lebendige Delhi, und mit jeder Fahrt sortierte sich das zunächst nur als chaotisch wahrgenommene Panorama immer deutlicher zu nachvollziehbaren Strukturen und Abläufen. Das alltägliche Leben auf den Märkten, fliegende Händler, Bettler, Garküchen, Essensboten, alles hatte seinen Rhythmus. Wolfgang war ein ruhiger und genauer Beobachter, der seine Schlüsse von unten, von der Straße, von den Menschen, vom Erlebten her zog und erst dann versuchte, eine Struktur sich daraus abzuleiten, vorsichtig, tastend und nicht von vorneherein ein System hatte, jederzeit bereit, es allem Gesehenen überzustülpen. Seinem geschulten Blick entging wenig: In einem winzigen, vollgestopften Straßenladen für indische Anzüge fühlte er kurz hier, tastete dort und – zack – zog er zielstrebig die eine Wollweste heraus, die perfekt saß, stilmäßig absolut zu ihm passte und, zurück in Deutschland, jederzeit als *made in Berlin* durchging.

Alles auf diesen Fahrten regte zum Nachdenken über die alltäglichen Abläufe und die vermuteten sozialen Strukturen hinter dem äußerlich sichtbaren Geschehen an. Immer unterzog Wolfgang sich der Mühe, das gerade Erlebte jenseits von Angelesenem, Reiseführern, Ideologien oder Stereotypen mit dem eigenen Verstand und dem eigenen Herz zu sondieren. Bei Espresso und einer Zigarette tauschten wir dann all das Sonderbare, Befremdende, Gedachtes und Reflexionen aus - erste Versuche, sich aus dem Unbekannten ein Gerüst aus halbwegs Verstandenem und Vermutetem zu zimmern.

Das Gerüst fiel allerdings gleich in sich zusammen wie ein Kartenhaus, als wir beschlossen, in einer Rikscha Old-Delhi zu erkunden. Es ist gar nicht leicht, dort hinten entspannt zu sitzen, während ein dünner, ausgemergelter Inder sich vorne das Herz aus dem Leib strampelt. Es fühlt sich auch nicht besser an, weil man ihn gut bezahlt und er mit jeder Fahrt seine Familie und seine Kinder ernährt. Gleich am Eingang zum *Purani Dilli* sahen wir neben dem Tor in die jenseitige Welt ein Kino, geschmückt mit unglaublich blutrünstigen Plakaten in Schockfarben. Wir fuhren ein kleines Stück entlang der Hauptachse Chandi Chwok und bogen dann spontan scharf rechts in eine der

Seitengassen ein. Hinein in das verwirrende Labyrinth der immer enger werdenden Gassen und Gässchen Old-Delhis. Hinter uns verschwanden schon nach der ersten Abzweigung alle imperialen Reste des alten Europa. Selbst mit der Rikscha ging es bald nicht mehr vorwärts und wir gingen zu Fuß weiter. Ein Dschungel aus Gedränge, scharfen Gerüchen, aus verwinkelten Basaren mit Gewürzen, Düften, herrlichem Schmuck, Verkaufsständen mit Kleidern und Esswaren, aus Tempeln und dunklen Hauseingängen in halb verfallene Gebäude. Davor auf dem lehmigen Boden lautes Familienleben, Frauen beim Kochen, spielende Kinder, Tücher oder Zeitungen auf dem Boden mit Schlafenden, Schmutz, Gestank, Elend- und das Gefühl, unfreiwilliger Voyeur zu sein. Ich schätze, wir haben uns gerade einmal etwa zweihundert Meter Luftlinie hineingewagt, dann war es genug. Zurück hinaus ins Vertrautere, sich ein neues Gerüst basteln, mühsam zusammengezimmert aus Verstehenwollen, Hingegebenheit und Distanz. Das inzwischen vertraute *NoMoneyNoPapaNoFood* an der nächsten Straßenecke – und schon fiel alles wieder in sich zusammen. Ein Tuk-Tuk brachte uns zurück in die Geborgenheit und Ruhe des Hotelzimmers.

Soviel zu falschen Erwartungen. Denn jede Nacht, pünktlich zum Einschlafen, tobte Discomusik durch den vom Staat gemanagten Hotelkomplex und ließ die Betten im Takt vibrieren. Einen Kaffee, am besten mit Zigarette, brauchte es auch, um die täglich neuen Geschichten zu verdauen, die uns aufgetischt wurden, wenn Wolfgang sich morgens über den unglaublichen Lärm beschwerte. Immer war es ein ganz besonderer Grund, eine totale Ausnahme, nur dieses eine Mal. Es werde nicht wieder vorkommen, nein, natürlich nicht! Der Angestellte blieb jedes Mal unglaublich freundlich und zugewandt, wiegte den Kopf und gab ein Beispiel für die Magie des Geschichtenerzählens in Indien. Aber wie schön die Geschichte auch gewesen sein mag: Jede Nacht die gleiche Musikbeschallung. Die erzwungene Schlaflosigkeit zerrte an den Nerven, morgens saßen wir uns zerrädert beim Frühstück gegenüber. Wolfgang blieb beim anschließenden Beschwerderitual trotzdem ganz souveräner Mann von Welt. Jeden Tag versuchte er mit einer neuen, schlau eingefädelten Taktik, sein Ziel zu erreichen. Sich zugleich der Nutzlosigkeit seines Unterfangens bewusst, schien er eine Art Studium kultureller Besonderheiten zu betreiben, neugierig und gelassen die nächste Geschichte aus 1001 Nacht erwartend.

Neugierde, Gelassenheit, Konzentration auf des Wesentliche – das sind nicht die schlechtesten Eigenschaften für den Rektor einer deutschen Hochschule. Zu den Qualitäten des Indienreisenden gesellte sich bei Wolfgang als Rektor das Missvergnügen, sich in den bürokratischen und strategischen Alltag der Lehre einzumischen. Dazu eine gewisse Empfindlichkeit gegenüber falschen Tönen, Leerlauf und Konventionen. Das tägliche Gezerre zwischen Bürokratie, Budget und Kabalen schrumpft unter dem Blick des zur Abstraktion fähigen Beobachters zu dem kleinen Karo, das es ist. Dieser Blick von oben, der den Wald sieht und sich nicht in den Bäumen verirrt, ermöglichte es ihm, die Hochschule nach Außen gut zu vertreten und verband sich nach innen mit einem angenehmen Paradox: Dem Blick von oben auf Augenhöhe. Er begegnete jedem auf Augenhöhe, kein Chefgetue, sondern Zulassenkönnen, Raum geben. Dies zeigte sich auch bei den Protesten unserer Studierenden, mit denen sie den Neubau der Hochschule einforderten - gegen den Rückzieher der Politik. Schon am Anfang, als ein Erfolg noch ganz unwahrscheinlich schien, unterstützte er die Selbstkompetenz und kreative Tatkraft der Studenten, die während der Proteste auf einmal aufblühten, und schützte die Freiräume, die es zu ihrer Entfaltung brauchte. Am Ende freute er sich über den so überwältigend großen Erfolg mit ihnen, ohne sich vorne ins Licht zu drängen.

Das war es auch, was mir vom ersten Treffen an gefallen hat: Wolfgangs Fähigkeit, einfach zulassen zu können. Für mich liegt eine große Stärke in der Freiheit, jedem die Wahl, wie er lehren, lernen und handeln möchte, selbst zu überlassen – und jedem die Fähigkeit und Selbstverantwortlichkeit zuzutrauen, mit dieser Freiheit umgehen zu können. Unsere kurzen, intensiven Gespräche im Treppenhaus oder bei einer Zigarette im Garten werde ich vermissen. Ich bin mir aber sicher, das Gespräch geht weiter, so wie seine Stimme, fein und eindringlich, weiter am gesellschaftlichen und künstlerischen Diskurs unserer Zeit mitweben wird – wenn er das will. Und solange es Kaffee und Zigaretten gibt, natürlich.

International Festival
of Theatre Institutes
2012
Department of
Indian Theatre,
Panjab University
राष्ट्रीय नाट्य विद्यालय
NATIONAL SCHOOL OF DRAMA
上海戲劇学院
SHANGHAI THEATRE ACADEMY
LASALLE
COLLEGE OF THE ARTS
SINGAPORE
AKADEMIA
TEATRALNA
W WARSZAWIE